



Jan Eike Dunkhase

Werner
Conze

Ein deutscher Historiker
im 20. Jahrhundert

Vandenhoeck & Ruprecht



Jan Eike Dunkhase

Werner Conze

Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert

Vandenhoeck & Ruprecht

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

Herausgegeben von
Helmut Berding, Dieter Gosewinkel, Jürgen Kocka,
Paul Nolte, Hans-Peter Ullmann, Hans-Ulrich Wehler

Band 194

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-525-37012-4

Gedruckt mit Unterstützung der FAZIT-Stiftung, Frankfurt am Main, der Geschwister
Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein und
des Freundeskreises für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V.

Umschlagabbildung: Werner Conze, ca. 1979; © bpk / Hanns Hubmann.

© 2010 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen / www.v-r.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk
noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich
zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Lehr-
und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.

Satz: Dörlemann Satz GmbH & Co. KG, Lemförde
Druck und Bindung: ⊕ Hubert & Co, Göttingen

Inhalt

Einleitung 7

- I. **Soziokulturelle Hintergründe** 13
 - 1. Herbst des Bildungsbürgertums 13
 - 2. Jüngling im Männerbund 18
- II. **Lehrmeister und Lehrstätten** 23
 - 1. Leipziger Soziologie und Volksgeschichte 23
 - 2. Ostpreußen und Baltikum 27
- III. **Volkstumskampf und Kriegsdienst** 35
 - 1. Ankunft in der Volksgemeinschaft 35
 - 2. Ostforschung 40
 - 3. »Entjudung« 50
 - 4. Karrieresprünge und Vernichtungskrieg 54
- IV. **Westdeutsches Gelehrten-dasein** 68
 - 1. Standortsuche im Westen 68
 - 2. Heidelberger Ordinarius 78
 - 3. Bundesrepublikanische Bürgerlichkeit 86
 - 4. Im Kampf um Rektorat und Hochschulreform 94
 - 5. Historicus Magister Vitae 105
- V. **Sozialgeschichte der industriellen Welt** 115
 - 1. Vom Bauern zum Arbeiter 117
 - 2. Strukturgeschichte in der Formverwandlung 128
 - 3. Weg zur Begriffsgeschichte 145
 - 4. Ausklang in Kritik 153
- VI. **Im Bann der Nation** 167
- VII. **Zwischen West und Ost** 186
 - 1. Kalter Krieg 187
 - 2. Neue Ostpolitik 198

VIII. Erlebte Zeitgeschichte	210
1. »Ataraxie« und Kriegsgeschichten	211
2. Brüning und die Staatskrise von 1930 bis 1933	219
3. Hitler und die Deutschen	227
IX. Die Leerstelle	235
Schluss	257
Dank	262
Anmerkungen	264
Abkürzungen	328
Quellen- und Literaturverzeichnis	330
Register	373

Einleitung

Werner Conze (1910–1986) gehörte zu den wichtigsten deutschen Historikern des 20. Jahrhunderts.¹ Sein Lebensweg war eingespannt in ein von Absturz in die Barbarei und Neuanfang gekennzeichnetes Zeitalter. Ein Lebensweg, der historisch zu denken gibt.

Von den späten fünfziger Jahren bis in die siebziger Jahre prägte Conze die Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik wie nur wenige andere. Seine Bedeutung leitete sich vor allem aus seiner zentralen Rolle bei der Neubegründung der westdeutschen Sozialgeschichte nach 1945 ab. Nicht weniger bedeutend war sein Beitrag zur Entfaltung der Begriffsgeschichte. Daneben hinterließ er Akzente mit Arbeiten zur deutschen Zeitgeschichte, zur Problematik der Nation und zur Geschichte Ostmitteleuropas.

1957 war die Berufung auf den Heidelberger Lehrstuhl erfolgt, von dem aus Conze bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1979 als einflussreiche Lehrerfigur gewirkt hat. Durch die Gründung des Heidelberger Instituts für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte schuf er sich und der Fachwelt darüber hinaus noch andere Wirkungsstätten. 1969/70 amtierte er kurzzeitig als Rektor der Universität Heidelberg, als es darum ging, die Hochschule in eine neue Verfassung zu überführen. Nicht nur in diesem Zusammenhang bezog er – bisweilen kämpferisch – Stellung zu aktuellen Fragen von Politik und Gesellschaft und begleitete die Entwicklung der jungen Bundesrepublik als Historiker und als Bürger. Spätestens mit dem Vorsitz im Verband der Historiker Deutschlands (1972–1976) wurde seine herausragende Stellung innerhalb des Faches offenbar. Alles in allem konnte er vor seinem Tod im Jahre 1986 auf ein erfülltes und über die Grenzen Deutschlands hinweg respektiertes Gelehrtenleben zurückblicken.

Doch war auch seiner bundesrepublikanischen Erfolgsgeschichte eine weniger strahlende Vorgeschichte vorangegangen. Die allseits bekannte Tatsache, dass Conze bereits in den dreißiger und vierziger Jahren als junger Historiker tätig war, wurde zu seinen Lebzeiten innerhalb der westdeutschen Historie jedoch nur insofern thematisiert, als man seine Dissertation und Habilitation als frühe Wegmarken sozialhistorischer Innovation würdigte. Dass so einige unangenehme Fragen ungestellt blieben, lassen schon die Grundzüge seines damaligen Werdegangs erahnen.

Conzes wissenschaftliche Anfänge vollzogen sich im Rahmen einer ›Volksgeschichte‹, die sich durch die Verwendung neuartiger Methoden, aber auch ei-

nen völkisch-ideologischen Grundkonsens auszeichnete. Ab Mitte der dreißiger Jahre wirkte er, nachdem er im Mai 1933 in die SA und im darauffolgenden Jahr mit seiner noch bei Hans Rothfels eingereichten Dissertation über die deutsche Sprachinsel Hirschenhof in die Fachwelt eingetreten war, mit kleineren Abhandlungen zu Bevölkerungsfragen in Osteuropa am wissenschaftlichen ›Volkstumskampf‹ seines universitären Umfelds in Königsberg mit. Eine Annäherung an den Nationalsozialismus wird in erster Linie anhand einiger Texte greifbar, die eine völkische, auch antisemitische Stoßrichtung deutlich werden lassen. Als er 1943 einen Ruf auf eine Professur an der Reichsuniversität Posen erhielt, war er als Wehrmachtsoffizier bereits vom Vernichtungskrieg an der Ostfront absorbiert.

Aspekte dieses frühen Werdegangs wurden ihm Rahmen der 1998 auf dem Frankfurter Historikertag in Gang gesetzten Debatte über die deutschen Historiker im Nationalsozialismus mit einer Vehemenz diskutiert, die in Anbetracht des jahrzehntelangen Desinteresses an diesem Thema durchaus ihre Berechtigung hatte.² Immerhin handelte es sich bei Werner Conze – wie bei Theodor Schieder, der mit ihm im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand – um eine Schlüsselfigur der westdeutschen Historie. Die Nähe des jungen Conze und anderer zum Nationalsozialismus nagte am vergangenheitspolitischen Hochsitz der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft. Eine große Zahl von Historikern, die zum Teil selber seine Schüler oder ihm nahestehende Kollegen waren, sah sich zu Stellungnahmen hinsichtlich der von ihnen »versäumten Fragen« aufgerufen.³ In diesem Kontext wurde auch das Desiderat »ausführliche[r] Biographien« formuliert.⁴

Die Geschichte der eigenen Disziplin ist seit jeher ein zentraler Bestandteil der Geschichtswissenschaft gewesen.⁵ Dahinter steht das Wissen um die Historizität der historischen Forschung selbst und damit auch ihre prinzipiell nur begrenzte Haltbarkeit – oder sollte es zumindest. Max Weber hat das konstitutive Überholtwerden in einer heroischen Geste gar als den Sinn von Wissenschaft bezeichnet.⁶ Letztlich ist geschichtliche Erkenntnis »immer zugleich auch Geschichte der Geschichtswissenschaft«.⁷

Mehr als andere Herangehensweisen der Historiographieggeschichte hat die Biographie eines Historikers den Vorteil, den Prozess der ständigen Reflexion auf Vergangenheit und Gegenwart, der die Historie vorantreibt, anschaulich vermitteln und an jene »Wirklichkeit jenseits der Geschichte der Geschichtswissenschaft« rückbinden zu können, vor deren Verschwinden bereits gewarnt worden ist.⁸ Die Rückbindung der Froschperspektive eines Historikers an die ihn umgebende Gesellschaft ist gerade zu einer Zeit, in der sich ein Paradigmenwechsel von der ›Gesellschaft‹ zum ›Gedächtnis‹ abzeichnet,⁹ von erheblichem Wert für die historische Vogelschau. Das beginnende 21. Jahrhundert ringt mit den Erinnerungen des vorhergegangenen;¹⁰ und dessen Historiker sind vor dem Hintergrund ihrer eigenen Biographie an der Kanalisierung

und auch Schaffung kollektiver Erinnerungen in hohem Maße beteiligt gewesen.

Das Genre der Biographie hat seit den neunziger Jahren eine gewisse Renaissance erlebt und ist ins Zentrum auch der deutschen Geschichtswissenschaft zurückgekehrt.¹¹ Die einstmals verbreitete, sozialwissenschaftlich motivierte Abwehrhaltung ist weitgehend dahin geschmolzen. Es gilt daher zu vermeiden, offene Türen einzurennen.

Grundsätzlich kann sich eine Biographie Conzes auf die methodischen Vorüberlegungen beispielhafter Gelehrtenbiographien berufen. Zu Recht häufig genannt werden die Arbeiten von Friedrich Lenger über den Nationalökonom Werner Sombart und von Margit Szöllösi-Janze über den Chemiker Fritz Haber.¹² Christoph Cornelißen hat für seine ausführliche Studie über den Historiker Gerhard Ritter zu Recht den Anspruch erhoben, »historisches Denken und Handeln mit den Motiven eines Individuums und den bestimmenden Faktoren seiner Lebenswelt in Verbindung zu setzen« sowie den »Wandel einer Wissenschaft zu spiegeln, die seit der Jahrhundertwende von mehreren politischen Umbrüchen erschüttert, aber auch von einer wiederholt aufflammenden Grundlegendiskussion immer wieder eingeholt wurde«.¹³ Es versteht sich beinahe von selbst, dass auch eine Biographie Conzes dies zu leisten versuchen sollte. Allgemein ist aber mit Szöllösi-Janze zu betonen, dass die »Vorstellung eines einheitlichen und verbindlichen Biographiekonzepts [...] obsolet« und der Historiker daher genötigt ist, »nach Darstellungs- und Ausdrucksformen zu suchen, die der spezifischen Problematik seines Untersuchungsgegenstands angemessen sind«.¹⁴

Die besondere Problematik einer Biographie Werner Conzes liegt in der Bruchhaftigkeit der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, für die sein akademischer Werdegang in vielerlei Hinsicht symptomatisch ist. Die vorliegende Arbeit nimmt die Zäsur von 1945 als Angelpunkt einer zweigeteilten Darstellung. Die grundsätzliche Frage, die dem intellektuellen Porträt die Feder führt, ist die nach Kontinuität und Wandel zwischen dem Dritten Reich und der Bundesrepublik. Conzes Lebensweg eignet sich hervorragend dazu, den »Zusammenhang von faktischer Elitenkontinuität und innerem Wandel der politischen Überzeugungen und gesellschaftlichen Leitbilder dieser Elite«¹⁵ einer individuellen Prüfung zu unterziehen.

Bevor dies geschehen kann, sind im ersten Teil – aufgrund der Quellenknappheit notgedrungen kurz – die sozialen Hintergründe, geistigen Einflüsse, wissenschaftlichen Kontexte und politischen Erfahrungen zu skizzieren, die das intellektuelle Profil des jungen Conze konturierten (I und II); dann geht es ausführlicher um die Anfänge seiner akademischen Laufbahn im Dritten Reich, um sein Verhältnis zum Nationalsozialismus und um den Krieg (III). In ihm verabschiedeten sich die Deutschen mit der Vernichtung der Juden nicht nur vorübergehend aus der westlichen Zivilisation, sondern erschütterten nachhal-

tig deren ideelle und moralische Grundlagen. Diesen ›Zivilisationsbruch‹ muss somit auch die Betrachtung jener Nachkriegsjahrzehnte im Blick behalten, in denen sich der westdeutsche Staat und seine Bürger in Richtung einer ›Zivilgesellschaft‹ zu entwickeln begannen.

Schon von daher wäre es – wie Konrad Jarausch und Michael Geyer bei ihrem Plädoyer für die Auflösung der »einen überwölbenden Erzählung der Nation in vielfältige Geschichten« betonen – auch hier kaum angemessen, »die zweite Hälfte des Jahrhunderts einfach der ersten hinzuzuschlagen«. ¹⁶ So wechselt die Darstellung im zweiten Teil, der mit der Zeit nach 1945 den Schwerpunkt der Arbeit bildet, von einem einzelnen linearen Erzählstrang in die Multiperspektivität mehrerer Geschichten über. ¹⁷ Conzes Werdegang nach dem Krieg wird unter sechs verschiedenen Perspektiven erzählend analysiert, die jeweils vor dem Hintergrund des politischen und wissenschaftlichen Kontextes die Frage nach dem Wesen seines Neuanfangs und individuellen Lernprozesses aufwerfen. Die Vielfalt der Gesichtspunkte, vor die sich der Biograph durch Leben und Werk Conzes wie generell die Geschichte des deutschen 20. Jahrhunderts gestellt sieht, »macht einen ständigen Wechsel der Blickrichtung nötig, wie der Photograph seine Position verändert, von der aus er sein Objekt zu erfassen versucht«. ¹⁸

Der multiperspektivische Zugang mag dabei – ähnlich einer mehrdimensionalen Fotocollage ¹⁹ – nicht nur eine vertikal tiefere und horizontal weitere Aufschließung des historischen Raums ermöglichen als der einmalige Nachvollzug der individuellen Lebensachse, wie er in der Tradition des klassischen Bildungsromans in der heutigen Biographik noch immer weithin Konvention ist; er besitzt angesichts einer modernen Erfahrung der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen auch den Vorzug, dass sich auftuende Ambivalenzen und Unvereinbarkeiten im historischen Urteil weder überdeckt noch eindimensional ›gelöst‹, sondern dort stehen gelassen werden, wo sie sind.

Das hier zu entwerfende hexagonale Panorama der intellektuellen Biographie Conzes nach 1945 folgt aber doch insofern einem argumentativen Unterstrom, als die – an und für sich auch in unterschiedlicher Reihenfolge lesbaren – Geschichten jeweils durch offen gebliebene Fragen auf einander bezogen und ineinander übergeleitet werden.

Am Anfang steht die Schilderung seines ›äußerlichen‹ Werdegangs als Hochschullehrer und Bürger, die die akademische Karriere mit ihren universitären Kontexten ebenso zum Gegenstand hat wie die politischen Tendenzen einer Hinwendung zum Westen und einer liberalen Restauration der bürgerlichen Lebensform (IV). Hieran schließt sich die Untersuchung des wissenschaftlichen Neuanfangs an, wie er sich in der Umgestaltung der revanchistisch aufgeladenen Volksgeschichte der Vorkriegszeit zu einer pluralistisch ausgerichteten Sozialgeschichte präsentierte, die nicht zuletzt durch ihre begriffsgeschichtliche Ergänzung eine nachhaltige Perspektiverweiterung der

deutschen Geschichtswissenschaft bewirkte, sich in ihrem spezifischen Zuschnitt aber am Ende massiver Kritik ausgesetzt sah (V). Letzteres hing mit der fortwährenden Fixierung Conzes auf den Zusammenhalt der deutschen Nation zusammen, deren wissenschaftlicher und publizistischer Niederschlag den Inhalt der folgenden Perspektive bildet (VI), welche wiederum den Blick auf sein geschichtspolitisches Wirken zwischen West und Ost nach sich ziehen muss. Die Fokussierung auf den Historiker als geschichtspolitischen Akteur sowohl auf dem innerdeutschen Schauplatz des Kalten Krieges als auch in dem von ihm vor 1945 wissenschaftlich und zuletzt militärisch durchdrungenen osteuropäischen Geschichtsraum (VII) führt zur Untersuchung seines Umgangs mit der dieser politischen Gegenwart nicht nur zeitlich vorangegangenen Zeitgeschichte. Schließlich deren apologetische Grundtendenz herauszuarbeiten (VIII) wirft zuletzt die Frage nach dem Verhältnis des Historikers zum Holocaust auf, das sich auf weiten Strecken als Nicht-Verhältnis offenbart (IX). So bleibt die Darstellung, die sich zum größeren Teil mit den Jahren einer in vielerlei Hin- und Zuversicht »geglückten Demokratie«²⁰ beschäftigt, letztlich »von der katastrophischen Jahrhunderthälfte bestimmt«.²¹

An Biographien deutscher Neuzeithistoriker des 20. Jahrhunderts herrscht mittlerweile kein Mangel mehr. Der Großteil der bisher vorliegenden Arbeiten beschäftigt sich zwar mit Fachvertretern der Conze und seinen Altersgenossen vorangehenden Generation,²² bleibt aber gleichwohl von einigem Wert für die wissenschaftliche Einordnung. Insbesondere gilt dies für Eduard Mühles verdienstvolle Biographie über den Ostforscher Hermann Aubin²³ und die wichtige »Längsschnittbetrachtung historiographischer Arbeit«, die Jan Eckel an der Biographie von Hans Rothfels vorgenommen hat.²⁴ Für Conze hingegen stand – leider ebenso wie für den in vielerlei Hinsicht mit ihm vergleichbaren Theodor Schieder²⁵ – eine Biographie noch aus.²⁶

Mit Conzes Wirken als Neubegründer der westdeutschen Sozialgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg, also einem Hauptaspekt seines Schaffens, beschäftigte sich schon die 2001 veröffentlichte Dissertation von Thomas Etzelmüller, die sich auf Conzes zentrale Position bei dem strategisch begriffenen »Durchdringungsprozess« dieser Sozialgeschichte konzentriert.²⁷ Der zentrale Vorzug der Arbeit, die theoriegeleitete Betonung des Handlungsaspekts, verweist zugleich auf ein gewichtiges Manko: Die vom Ansatz her originelle Behandlung des »Denkstils« geht auf Kosten einer ideengeschichtlichen Rekonstruktion des eigentlichen *Denkens* und stützt sich stattdessen hauptsächlich auf generalisierte Positionen eines in seiner Einheitlichkeit überschätzten und geradezu verschwörungstheoretisch überspitzten »Netzwerks«.²⁸ Die biographischen Eigenheiten Conzes werden dabei in hohem Maß ausgeblendet, was man dem Autor freilich kaum zum Vorwurf machen kann, da er es ausdrücklich auf keine Biographie angelegt hat. Der Historiker stellt sich hier eher als sy-

stemtheoretischer Homunculus dar. Desweiteren vermisst man eine wirkliche Untersuchung seiner Aktivitäten im Dritten Reich, ebenso eine überzeugende Auseinandersetzung mit den eigentlich brisanten Kontinuitätsfragen jenseits von Karrierestrategie und universitärem System.

Die vorliegende Arbeit sieht sich nicht nur einer weitaus offeneren und vielschichtigeren Fragestellung, sondern auch einer deutlich erfreulicheren Quellenbasis gegenüber. So kann sie erstmals auf dem zuvor weder bekannten, noch gar erschlossenen, geschweige denn ausgewerteten Nachlass aufbauen, den der Verfasser mit Unterstützung von Conzes inzwischen verstorbener Witwe in seinem Haus in Heidelberg-Ziegelhausen aus den seit seinem Tod unberührten, »angewachsenen und schlecht geordneten Hausarchivalien«²⁹ zusammengestellt hat. Der so entstandene, umfangreiche Nachlass enthält unter anderem unveröffentlichte Vortragstyposkripte, unzählige Konferenz- und Tagungsunterlagen sowie einen reichhaltigen Korrespondenzbestand, der freilich fast ausschließlich die Nachkriegszeit berührt und je später desto mehr an Umfang zunimmt.

Darüber hinaus standen erstmals die breiten Aktenbestände des von Conze gegründeten und geleiteten, inzwischen selbst zu Geschichte gewordenen Instituts für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Heidelberg zur Verfügung. Außerdem erhielt der Verfasser Einsicht in die Unterlagen des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte. Außer diesem und anderem unveröffentlichtem Material – für die Frühzeit bis 1945 ist vor allem noch auf die im Universitätsarchiv Posen lagernden Personalunterlagen der früheren Reichsuniversität hinzuweisen, die auch die Conze betreffenden Akten aus Königsberg enthalten – bildet das bisher von der Forschung nur in Ansätzen ausgewertete Schrifttum die zentrale Quellengrundlage der Arbeit.

Das historische Werk Conzes ist als Gesamtheit in vielerlei Hinsicht von den Brüchen seiner Zeit gezeichnet. So wie der Krieg die Habilitationsarbeit einen Torso bleiben ließ, verhinderte die nachwirkende Kriegswunde die Fertigstellung des Alterswerks. Das Abgebrochen-Unvollendete, das Fehlen großer abgeschlossener Monographien, das wiederholte Steckenbleiben in Ansätzen, aber ebenso die weite Streuung seiner »multiperspektivischen Analysen«³⁰ und die unermüdliche Aktivität auf zahllosen Schauplätzen der Historie – auch dies soll in der vorliegenden Arbeit zur Anschauung gebracht werden.

Nicht zuletzt geht es um die besondere Herausforderung, »anhand von Lebensläufen die Diskontinuitäten des 20. Jahrhunderts sowohl scharf hervorheben zu können als auch überbrücken zu müssen«.³¹ Die zentrale These dieser Arbeit besteht darin, dass sich gerade nicht immer alles überbrücken lässt; es sei denn, man suchte im Angesicht eines vorwiegend katastrophalen Jahrhunderts die Flucht ins »bürgerliche Hinterland«.³²

I. Soziokulturelle Hintergründe

1. Herbst des Bildungsbürgertums

»Das Leben ist kurz, schnell, beengt und für die Wurfbahn, in der es sich von Geburt an findet, sind wir nicht verantwortlich.«¹ Derjenige, von dessen Wurfbahn hier die Rede sein soll, wurde am 31. Dezember 1910 in Neuhaus an der Elbe geboren und erhielt den Namen Werner Alexander Paul Conze. Als Sohn des Richters Hans Conze und seiner Frau Charlotte stammte er aus einer alten und traditionsreichen Familie des »norddeutsch-protestantischen Bildungsbürgertums«.²

Dieser Herkunft war sich der Historiker zeit seines Lebens bewusst. Das Bildungsbürgertum in seiner Ausformung im 19. Jahrhundert stellte nicht zufällig eines der letzten von ihm initiierten und geleiteten wissenschaftlichen Großprojekte dar.³ Für Reinhart Koselleck rückte sein plötzlicher Tod im Jahre 1986 das Forschungsthema jedenfalls in eine »größere historische Distanz«, der »bildungsbürgerliche Lebensstil, den Conze rundum beherrscht« habe, wurde »Teil der Erinnerung«.⁴

Als »ständische Vergesellschaftung« (Weber) lässt sich das Bildungsbürgertum positiv durch den hochgeachteten Besitz von Bildungspatenten und negativ durch die häufige Fremdalimentierung von anderen Teilen des Bürgertums, zumal dem Wirtschaftsbürgertum, abgrenzen.⁵ Die klassischen Berufe (Juristen, Verwaltungsbeamte, evangelische Pfarrer, Lehrer und Professoren, aber auch Ärzte und Apotheker) verweisen bereits auf seine innere Heterogenität.⁶ Vor allem in Preußen hatten seit dem frühen 19. Jahrhundert »Neuhumanismus, innere Staatsbildung und protestantischer Realismus, Familientradition, Gymnasium und reformierte Universität zusammengewirkt, um den im Staatsdienst oder freiberuflich tätigen Bildungsbürger in nahezu idealtypischer Reinheit hervorzubringen«.⁷ Im gesamten Reich überstieg dabei die Zahl der Bildungsbürger vor und nach 1914 dabei nie die Ein-Prozent-Marke am Anteil der Gesamtbevölkerung.⁸

Die Familie Conze lässt sich in diesen skizzenhaften Rahmen durchaus einfügen. Seit dem 17. Jahrhundert im Süden des heutigen Niedersachsens nachweisbar,⁹ brachten die aus dem freien und gehobenen Bauerntum herauswachsenden und ausschließlich evangelisch-lutherischen Conzes über die Generationen hinweg lokale weltliche und geistige Würdenträger hervor. Besonders auffallend ist der hohe Anteil an Bürgermeister, Ratsherren und Amtmännern. Von den zurück verfolgbaren 142 männlichen Vorfahren belief

sich deren Zahl immerhin auf 30 Personen. Daneben traten 13 Pfarrer und Kirchenbeamte, 13 Bergleute und Bergbeamte, sieben Juristen (die Amtmänner nicht mitgerechnet), sechs Philologen und Lehrer, fünf Buchhändler, fünf Handwerker, vier Offiziere, vier Kämmereiverwalter und Kammersekretäre, drei Förster, drei Kaufleute und ein Apotheker.¹⁰ Der Familienchronist, Werner Conzes Onkel Friedrich, spricht von einem überlieferten »Hang zu einer verwaltenden Tätigkeit im öffentlichen Dienst« und weist ausdrücklich darauf hin, dass unter allen Ahnen nicht ein einziger Arzt oder Techniker und »die Kaufleute nur mit drei Köpfen vertreten« seien.¹¹

Es war der Großvater Alexander Conze (1831–1914), Professor der Archäologie in Halle, Wien und Berlin, der die universitär verankerte Gelehrsamkeit als Tradition in die Familie einführte, an die sein Enkel Werner später anzuknüpfen vermochte.¹² Nationale und internationale Anerkennung erlangte er vor allem durch seine Ausgrabungen in Pergamon und die sich daran anschließende Überführung der dort gehobenen Kunstschatze, so auch des berühmten Altarwerks, in das nach Weltgeltung strebende Deutsche Reich.¹³ Seit 1877 leitete er das Kaiserliche Archäologische Institut in Berlin und war gleichzeitig Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. Hiermit begann das »an amtlichen Aufgaben und geselligem Behagen überaus reiche Berliner Leben« für ihn und seine Frau Elise, Tochter des Apothekenbesitzers Adolf Erdmann aus Hannover. Der gesellschaftliche Verkehrskreis umfasste Gelehrte wie den Ägyptologen Karl Richard Lepsius oder die Historiker Heinrich von Sybel und Theodor Mommsen.¹⁴ Gerade die freundschaftliche Verbundenheit mit letzterem, in dessen Hause die Conzes gern gesehene Gäste waren,¹⁵ unterstreicht die liberale Gesinnung des Archäologen. So favorisierte auch er den als fortschrittlich angesehenen Friedrich III.; dessen Sohn, Wilhelm II., der ihm 1888 nach nur 99 Tagen auf den Thron folgte und damit die Hoffnung auf eine freiheitliche Entwicklung des Kaiserreichs begrub,¹⁶ stand er eher distanziert gegenüber.¹⁷ Die Erinnerung von Werner Conzes Onkel Friedrich an den Tod seines Vaters wenige Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs liest sich wie ein Abgesang auf eine Lebensform im Zeichen des klassisch-humanistischen Bildungsideals: »Zu Hause am letzten Abend, ehe er entschlief, ließ er sich das ›Eleusische Fest‹ von Schiller vorlesen, diese Verherrlichung auch seiner Welt!«¹⁸

Des Altertumsforschers jüngster Sohn Hans wuchs so in den gehobenen bildungsbürgerlichen Kreisen des Berliner Westens heran. Er studierte die Rechtswissenschaften und brachte es bis zum Reserveleutnant des Kaiserlichen 1. Garde-Artillerie-Feldregiments. 1907 schloss er die Ehe mit Charlotte Thömer, Tochter des Wirklichen Geheimen Oberbaurats Karl Thömer. Drei Jahre später wurde Werner Conze als erstes Kind und einziger Sohn geboren; es folgten noch drei Töchter.¹⁹

Zu dieser Zeit befand sich das Bildungsbürgertum, im frühen 19. Jahrhundert

der ideelle Träger der bürgerlichen Gesellschaft, bereits in jener Krise, die letztlich seinen Zusammenhalt als »akzeptierte norm- und wertsetzende Elite« aufbrach.²⁰ Ob man hierfür vor allem den in der wilhelminischen Zeit überraschend schnellen gesellschaftsstrukturellen Wandel aufgrund von zunehmender Urbanisierung und sozialer Durchlässigkeit verantwortlich macht oder eher die von Professionalisierungs- und Spezialisierungsprozessen verursachte innere Ausdifferenzierung des Bildungsbürgertums²¹ – offensichtlich fühlte sich dessen »gymnasial-universitär-protestantisch-männliche Einheit« als solche bedroht, wodurch eine allgemeine Abkehr von liberalen Wertvorstellungen eingeleitet wurde.²²

Inwieweit diese Tendenzen auch das Elternhaus Werner Conzes ergriffen, lässt sich aufgrund fehlender Quellen schwer feststellen. Die materiellen Begleiterscheinungen der hier umrissenen Krise machten sich aber auf alle Fälle bemerkbar. Hans Conze, dem der Sohn Jahrzehnte später eine »ihn als Richter auszeichnende liberale Gesinnung« attestierte,²³ war zwar abgesichert, erlebte aber zugleich auch die für seinen Berufsstand allgemein zu verzeichnenden Einschnitte im bürgerlichen Lebensstil. Schließlich wurden »die materiellen Chancen eines Richterlebens« zu Beginn des 20. Jahrhunderts »schon mit den Möglichkeiten eines Facharbeiters verglichen«.²⁴ Zeuge von Glanz und Üppigkeit ist der Historiker in seiner Kindheit auch vor dem Krieg kaum geworden. Gisela Conze zufolge war der Geist, der im Elternhaus ihres Mannes geweht habe, »bescheiden und christlich«.²⁵

Insgesamt kann man mit Koselleck davon ausgehen, dass der junge Conze »trotz Krieg und Inflation noch jenes Minimum an geistiger und ökonomischer Sekurität, in dem allein Bildung und Bürgerlichkeit gedeihen konnten«, erlebt und »die soziale Präformation, generationentief abgesichert«, ihn geprägt hat: »Geistige Arbeit als Pflicht zu betrachten, ja als Dienst, der zur Freude wird – das wird nicht jedem Menschen in die Wiege gelegt.«²⁶

Eine humanistische Schulbildung war da selbstverständlich. Der Karriereweg des Vaters zwang den Schüler schon früh zur Mobilität: Nachdem er seit 1917 die Vorschule in Halberstadt, Naumburg an der Saale und Berlin-Grunewald besucht hatte, trat er Ostern 1920 in das Grunewald-Gymnasium ein, eine für ihre Reformorientierung berühmte Lehranstalt, die aufgrund des hohen Anteils jüdischer Schüler auch als »Judenschule« bekannt war.²⁷ Bereits vier Jahre später zog die Familie nach Leipzig, wo Hans Conze, der zuvor Ministerialrat im Preußischen Justizministerium gewesen war, zum Reichsgerichtsrat aufstieg. Das Abitur legte Werner Conze 1929 an der Leipziger Nikolaischule ab,²⁸ die genau ein Jahrhundert vor ihm bereits Richard Wagner besucht hatte.²⁹

Die Kindheit Conzes wurde überschattet vom Ersten Weltkrieg. Dies konnte auch eine noch so geschützte Lebenswelt im Elternhause nicht verhindern. Die Erfahrung einer allgemeinen, durch die Kriegspropaganda geförder-

ten »Militarisierung der Kindheit«, teilte er, wie ausgeprägt sie im Einzelfall auch immer sein mochte, grundsätzlich mit den Kindern aller sozialen Schichten.³⁰ Der Zusammenschluss der Nation im Angesicht des Feindes schien vorübergehend bereits so etwas wie eine »Volksgemeinschaft« hervor zu treiben.³¹ Der Eindruck von ›mit klingendem Spiel‹ in den Krieg marschierenden Soldaten entging wohl kaum einem Kind im Deutschen Reich. Besonders müssen allerdings die Sprösslinge des Bildungsbürgertums von der um sich greifenden Militarisierung erfasst worden sein; schließlich gingen ihnen ihre Eltern traditionell mit einem besonderen Beispiel an Staatsfreudigkeit und Kaisertreue voran, wobei sich mitunter »ungeahnte Exzesse nationalen Überschwangs« entfalteten.³²

Von eigenen Erfahrungen ausgehend betont etwa Sebastian Haffner (Jahrgang 1907) als Spross aus bildungsbürgerlichem Elternhaus die umfassende generationelle Prägung durch das Kriegererlebnis während der Kindheit. So sei der Krieg als »ein großes aufregend-begeisterndes Spiel der Nationen« erfahren worden, das »tiefere Unterhaltung und lustvollere Emotionen beschert[e] als irgendetwas, was der Frieden zu bieten« hatte. Bereits 1939 traf er die bemerkenswerte Feststellung, dass die eigentliche Generation des Nazismus eben die in der Dekade zwischen 1900 und 1910 Geborenen gewesen seien, »die den Krieg, ganz ungestört von seiner Tatsächlichkeit, als großes Spiel erlebt haben«.³³

Auf der anderen Seite waren die konkreten sozialen Missstände, die der die Volkswirtschaft aufreibende Materialkrieg mit sich brachte, keineswegs ein Kinderspiel. Die Kluft zwischen Arm und Reich wurde nach dem anfänglichen Rausch von Burgfrieden und Siegeszuversicht gerade in den Augen der Arbeiter und kleinen Angestellten eklatant. Nicht von ungefähr gehörten die sich verschärfenden Klassengegensätze zu den »wichtigsten Bestimmungsfaktoren der deutschen Revolution von 1918/19«.³⁴ Die materiellen Engpässe bekamen auch die Jüngsten zu spüren, »der Krieg machte deutsche Kinder kleiner«.³⁵

Die Familie Hans Conzes gehörte nicht zu den unterprivilegierten Schichten des ausgehenden Kaiserreichs. Dennoch gewährleistete der höhere Beamtenstatus des Richters die ausreichende Versorgung des Nachwuchses nur unter Schwierigkeiten. Der Hunger blieb der Haupteindruck des Krieges für die Kinder, die sich noch lange mit Unbehagen an die schlecht schmeckende Milch erinnerten, die man einer 1917 eigens dafür angeschafften Ziege abtrotzte.³⁶ Überhaupt wäre es ein Irrtum, anzunehmen, die Bildungsbürger seien von der sozialen Notlage während des Krieges verschont geblieben. Gerade Richter und Professoren litten, so Roger Chickering, »relativ gesehen am meisten unter der Verschlechterung der materiellen Lebensverhältnisse«.³⁷ Diese sozialgeschichtliche Diagnose untermauert den Befund, dass Werner Conze schon früh ein hohes und zunehmendes Maß an Sparsamkeit und lebensweltlicher Bescheidenheit vermittelt bekam; umso mehr, als zwei seiner jüngeren Schwestern erst

1914 und 1915 zur Welt kamen und damit vermutlich besonders viel Aufmerksamkeit der Eltern beanspruchten.³⁸

Wie war es um die politische Generation bestellt, in die der Knabe hineinwuchs? Als 1910 Geborener lässt Conze sich noch gerade der jüngsten Ebene jener »Kriegsjugendgeneration« der Jahrgänge 1900 bis 1910 zurechnen, die zwischen der »jungen Frontgeneration« und der »Nachkriegsgeneration« angesiedelt werden kann.³⁹ Dieser Alterskohorte fehlte das unmittelbare Fronterlebnis der um einige Jahre älteren mit all seinen möglichen psychologischen und weltanschaulichen Folgen, doch bildeten die Auswirkungen des Krieges in der Heimat die prägende Kindheits- bzw. Jugenderfahrung. Als konkrete Charakteristika sind nach Günther Gründel die »frühe Erschließung der Kinderseele für das große Ganze«, also gerade für das Volk als übergeordnete Totalität, und die »Sachlichkeit« anzusehen; letztere mit ihrem »ausgesprochenen Sinn für rationelle Methoden und das Ökonomieprinzip überhaupt«.⁴⁰

Dieses generationelle Phänomen lässt sich für die Zeit der Weimarer Republik mit dem Rückgriff jüngerer Intellektueller auf ein Menschenbild im Sinne der ›kalten persona‹ in Beziehung setzen. Gemeinsam war den verschiedenartigen »Verhaltenslehren der Kälte«, die Helmut Lethen in den Schriften zeitgenössischer Philosophen und Literaten wie Helmuth Plessner, Carl Schmitt und Ernst Jünger entdeckt hat, der anthropologisch gewendete Pessimismus angesichts der erfahrenen Gewalt im Krieg und der sich anschließenden sozialen Desorganisation in Deutschland sowie die als Konsequenz daraus gezogene neusachliche Tendenz, »den Menschen als Bewegungsmaschine, seine Gefühle als motorische Gebaren und die Charaktere als Masken« wahrzunehmen.⁴¹ An die Stelle der Direktheit des fühlenden Einzelmenschen trat die Indirektheit einer »Kultur der Unpersönlichkeit«.⁴²

Die Annahme einer »Generation der Sachlichkeit« (Herbert) wird von der Entwicklung Werner Conzes untermauert, der selbst nach dem Zweiten Weltkrieg von einer »allgemein vorherrschenden Bewegung zur Nüchternheit« sprach, welche »die junge Generation der zwanziger Jahre gegenüber der Vorkriegsjugend ausgezeichnet« habe.⁴³ Jahrzehnte später konstatierte der Historiker, die »unter dem Erlebnisdruck von 1918/19 groß gewordene Generation«, der er sich ausdrücklich selbst zurechnete, habe »nach neuen politischen Leitbildern, oft links oder rechts von der Plattform republikanischer Trägerschaft oder monarchisch-konstitutioneller Restauration« gesucht.⁴⁴

Bald zeigte sich, dass der junge Conze dabei eher ins rechte als ins linke Lager tendierte. Dabei war er gewarnt: Als Elfjähriger hörte er am 24. Juni 1922 im Klassenzimmer des Grunewald-Gymnasiums die Schüsse, die nur einige wenige hundert Schritte entfernt den liberaldemokratischen Außenminister Walther Rathenau gewaltsam aus dem Leben rissen.⁴⁵ Die rechtsradikalen Attentäter aus dem Freikorps-Milieu vollzogen damit aus heutiger Sicht den »Auftakt zur deutschen Gegenrevolution«.⁴⁶ Der Staatsgerichtshof machte für

den Mordanschlag in seinem damaligen Urteil vor allem einen »blindwütigen Judenhass« verantwortlich.⁴⁷

2. Jüngling im Männerbund

Im Frühjahr 1929 hatte der angehende Abiturient Werner Conze die schwierige Entscheidung für einen Studiengang zu treffen. Dem Vater, der selbst immerhin dem höchsten Gericht des Deutschen Reiches angehörte, wäre es mehr als recht gewesen, wenn sein Sohn gleich ihm den Weg des Juristen eingeschlagen hätte. Als dieser nun jedoch seinen Neigungen zur Kunstgeschichte den Vorzug zu geben trachtete, ließ er es geschehen, »dass die Jura verworfen wurden und die Tradition des Großvaters offenbar wieder lebendig werden sollte«. Die klassisch-bildungsbürgerliche Wertschätzung historischen Kunstinteresses scheint sich im Hause von Hans und Charlotte Conze erhalten zu haben.

In diesem Sinne begann Werner Conze nach dem Abitur an der Leipziger Nicolaitana noch im Sommersemester 1929 sein Studium. Als Studienort wählte er – »wegen der dort lebhaft entwickelten Kunstgeschichte unter Richard Hamann« – Marburg. Hier hielt es den jungen Studenten jedoch nicht lange. Den baldigen Abbruch seines dortigen Studiums begründete er Jahrzehnte später folgendermaßen:

»Rasch zeigte es sich [...], dass ich von den schönen Künsten nicht stark genug ergriffen wurde und dass ich mich aus Neigungen zu politischen Studien fast bis zur Rechtswissenschaft zurückgewendet hätte. Doch blieb ich bei dieser Wendung, wie ich gelegentlich später meinte, auf halbem Wege stehen, nämlich bei der Geschichtswissenschaft. Ich begründete meine Richtungsänderung mit der These, dass ein Kunsthistoriker, wenn er urteilsfähig sein sollte, auch irgendwie ausübender Künstler sein müsse [...].«⁴⁸

Vor allem war es aber die »politische Erregung jener Jahre um 1930«,⁴⁹ die ihn veranlasste, das Studium der Geschichte zu wählen. Am Anfang des historischen Interesses Conzes stand also der Bezug zur politischen Gegenwart. Diese war seit seiner Kindheit von Instabilität und Ungewissheit über die Zukunft geprägt. Finanzielle Gesichtspunkte mögen mit eine Rolle gespielt haben, dass mit dem Fachwechsel der vorläufige Rückzug nach Leipzig, dem damaligen Wohnort seiner Eltern, verbunden war.

Der Herbst des Jahres 1929, da Conze sein Geschichtsstudium begann, signalisierte nach Jahren einer gewissen innenpolitischen Konsolidierung den »Anfang vom Ende« der Weimarer Republik.⁵⁰ Mit dem wirtschaftlichen Niedergang vertieften sich die innerhalb der Gesellschaft bestehenden Gräben zusehends, politischer Extremismus und sozialer Radikalismus schienen den Ausnahmezustand zur Norm zu machen.

Auch an den Hochschulen des Deutschen Reiches gährte es. Der soziale

Strukturwandel der Universität erzeugte bei ihren traditionell überwiegend bildungs- und besitzbürgerlichen Angehörigen ein »Überfüllungskrisenbewusstsein«. ⁵¹ Von wissenschaftlicher Bildung als »geistesaristokratische Angelegenheit«, wie sie Max Weber noch 1919 beschworen hatte, ⁵² war immer weniger zu spüren. Verschärft wurden die Ängste der herkömmlichen Bildungseliten durch die zunehmende Verengung des akademischen Arbeitsmarktes. In politischer Hinsicht schlug sich dies in einem deutlichen Rechtsruck der Studentenschaft nieder. ⁵³ Der Frust entlud sich wiederum gegen jüdische Studenten, ungeachtet der Tatsache, dass sich ihre – aus antisemitischem Vorurteil heraus als schädlich empfundene – »Überrepräsentation« sogar verringert hatte. ⁵⁴ Bereits im Juli 1931 gewann ein Nationalsozialist die Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Studentenschaft. ⁵⁵ Conze betonte rückblickend:

»Mein Universitätsstudium (1929–1934) fiel genau in die Krisenjahre höchster politischer Hitze. Das war eine schlechte Voraussetzung für Muße und Konzentration, aber ein fortgesetzter Anreiz zu politischem Fragen. Da ich mich nicht von der Welt abschloss, blieben mir die Forderungen nach »Einsatzbereitschaft«, die mir von links und rechts, aber auch von der republikanischen und volkskonservativen Mitte nahe gebracht wurden, nicht fremd. Zwar gab ich ihnen nicht nach, aber sie trugen doch nicht unerheblich zu Krisen im Studium bei, das gegen die Frage abgeschirmt werden musste, wieweit »Einsamkeit und Freiheit« des Studierens und damit der Verzicht auf »Aktion« inmitten einer »Entscheidungssituation« noch zu verantworten waren.« ⁵⁶

Gänzlich in »Einsamkeit und Freiheit« verharnte Conze während seines Studiums dann auch keineswegs, wenn er sich auch der »Aktion« enthalten zu haben scheint. Mit seinem Eintritt in die bündische Jugendbewegung im Sommer 1929 ordnete er sich – ob ursprünglich gewollt oder ungewollt – innerhalb des breiten weltanschaulichen Spektrums der ausgehenden Weimarer Republik ein. ⁵⁷ Er beschritt dabei einen Weg, den vor ihm bereits viele andere Söhne des spätwilhelminischen Bildungsbürgertums eingeschlagen hatten.

Die bündische Jugend bildete in der Geschichte der deutschen Jugendbewegung die dritte und gleichzeitig letzte Phase. ⁵⁸ Sie unterschied sich von ihren Vorläufern vor allem durch eine zunehmende Politisierung ihrer Mitglieder und die erhöhte Wertschätzung soldatischer Tugenden wie Disziplin und persönliche Unterordnung. ⁵⁹ Die verschiedenartigen bündischen Gruppierungen entstanden zwischen 1919 und 1923 »auf den Trümmern der Freideutschen Bewegung«, der die Ära des »Wandervogels« vorangegangen war. ⁶⁰ Dem aufkommenden Nationalsozialismus standen die Bünde bis zu ihrer Auflösung nach dessen Machtübernahme trotz vorhandener ideologischer Überschneidungen eher abweisend gegenüber. ⁶¹ Dennoch waren auch sie das Erzeugnis einer Generation, die sich um 1930 »mit all ihren Wertvorstellungen schlichtweg am Ende befand und sich schließlich« – so Conzes späterer Schüler Michael

Kater – »als das Schlussprodukt eines schon stark deformierten bürgerlichen Liberalismus unter der Ägide des vermeintlichen Heilbringers Adolf Hitler neu zu konstituieren« versuchte.⁶²

Die »quasireligiöse Erwartung«, die den geschichtlichen Grundbegriff »Bund« durchströmt,⁶³ lässt ihn von vornherein in Gegensatz zu dem der »Gesellschaft« treten. In der Tradition patriarchalischer Ordnungsvorstellungen des wilhelminischen Deutschlands verweist seine Verwendung in der Weimarer Zeit darüber hinaus auf eine »spezifisch männergemäße, männerbezogene, exklusiv von Männern geprägte Form der Gesellung«.⁶⁴ Eine solche Gemeinschaftsform, der Männerbund, wurde nun gerade von den Söhnen des Bürgertums, die durch den Krieg eine zusätzliche Aufwertung männlicher Ideale, aber auch deren praktische Niederlage erlebt hatten, als eine geeignete Alternative zur parlamentarischen Demokratie empfunden.

Ehemalige Mitglieder betonten neben dem gemeinschaftsstiftenden den ideellen Aspekt einer Lebens- und Geisteshaltung, die sich »im Geiste innerer Wahrhaftigkeit und Bereitschaft [...] um eine Erfassung und Verbindung aller Lebensbereiche mühte, sie auf ein überpersönliches Ideal hinordnete und durch die verantwortliche Mitarbeit im Bund zu einer gesellschaftlichen und politischen Neuordnung in Volk und Staat beitragen wollte«. Für die Beteiligten stellten oftmals die gemeinsamen Fahrten und Wanderungen in der Natur die wichtigsten Anreize und dauerhaftesten Erlebnisse dar.⁶⁵ Bei einer Mitgliederzahl von etwa 60000 Jugendlichen blieb die in unzählige kleine Bünde aufgesplitterte Jugendbewegung der späten zwanziger Jahre eine heterogene Erscheinung.⁶⁶

Die Deutsch-Akademische Gildenschaft (DAG), der Conze sich anschloss, 1919 gegründet und 1935 aufgelöst, fungierte als eine Art Dachverband für eine Vielzahl kleinerer über das Deutsche Reich verteilter »Gilden«.⁶⁷ Laut Gisela Conze wurde ihr Mann noch in Marburg von seinem Vetter, dem Theologiestudenten Hans Dombois, zum Beitritt bewegt. Angezogen habe ihn damals in erster Linie das gemeinsame Wandern in den Ferien.⁶⁸ Auch war der einzige Knabe unter drei Schwestern dem Männlichkeitsideal, das ihm von seiner Umwelt entgegengetragen wurde, bisher als eine eher ätherische Erscheinung kaum gerecht geworden. Die Gilde bot in dieser Hinsicht Hoffnung auf Abhilfe.⁶⁹ Die Suche des ortsunkundigen Studienanfängers nach gesellschaftlichem Anschluss mag zusätzlich eine Rolle gespielt haben. Doch auch wenn man nicht von einem ursprünglich politisch motivierten Schritt ausgeht, kann die ideologisch-weltanschauliche Ausrichtung der Gilde kaum spurlos an ihm vorüber gegangen sein.

Unter den zahlreichen Jugend- und Studentenbünden der Weimarer Zeit stach die DAG von Anfang an durch eine elitäre Grundeinstellung hervor. Man kann gar vom Selbstverständnis als »Avantgarde einer neuen, völkischen Gemeinschaft« sprechen.⁷⁰ Eine solche Geisteshaltung brachte der Gründer Al-

brecht Meyen in seiner programmatischen Schrift »Der Gedankenkreis der Deutsch-Akademischen Gildenschaft« aus dem Jahre 1925 zum Ausdruck: »Wir Studenten sind zum Führeramte des Volkes berufen.« Sah er die Gilde als eine »ausgesprochene Deutschvölkische Gemeinschaft« zwar im Gegensatz zu »jenen ›völkischen‹ Kreisen [...], deren Aufgaben sich in politisch-reaktionären Gefühlsäußerungen und antisemitischen Kundgebungen erschöpfen«, so bemerkte er doch an gleicher Stelle:

»Trotz des Rassengemischs in Deutschland ist das nordische Blut, bei im ganzen noch gesunder Blutzufuhr immer noch für uns ausschlaggebend. Indem wir dieses nordische Element hüten und vor weiteren Vermischungen bewahren, glauben wir, die beste Rassepflege zu betreiben. Darum werden als Mitglieder der Gilde nur Menschen aufgenommen, die sich durch Gleichartigkeit ihrer Sprache und Geschichte, wie des Blutes und der Erziehung verbunden fühlen, denen dasselbe Volkstum im Blute wallt und die nicht anders können als Söhne ihres deutschen Volkes sein. [...] Dieser besonderen Einschätzung des eigenen Volkstums entspringt auch unsere Ablehnung des Judentums. Mit Besorgnis sehen wir täglich, wie sich jüdischer Geist unter der äußeren Form deutscher Sprache und deutschen Gebarens immer weiter verbreitet und in unsere deutsche Kultur zersetzend eindringt. Darum lehnen wir das Judentum ab: nicht aus religiösen oder politischen Gründen, sondern um der deutschen Seele willen.«⁷¹

Der Frage, inwieweit der Antisemitismus der jungen Männer auch etwas mit ihrer Jungmännlichkeit zu tun hatte, lässt sich hier nicht weiter nachgehen.⁷² Zumal in seiner bei Meyen deutlich zum Ausdruck kommenden Bezogenheit auf den Rassebegriff bildete er ohne Zweifel einen wichtigen, wenn auch meist wohl nur latenten Berührungspunkt der Gilde zum Nationalsozialismus. Daher liegt die Vermutung nahe, dass ein DAG-Mitglied, das die Ansichten des Gildengründers auch nur halbwegs zu teilen vermochte, später dem nationalsozialistischen Rassenwahn nicht völlig immun gegenübertrat. Allgemein ist wohl Jürgen Reulecke in dem Punkt zu folgen, dass nicht die konkrete gesellschaftspolitische Wirksamkeit in ihrer Epoche das Entscheidende der Jugendbewegung gewesen sei, sondern ihre »individualgeschichtliche Prägekraft für die Biographien der von ihr sozialisierten Menschen«.⁷³ Auch Werner Conze bekannte sich zeit seines Lebens zur bündischen Jugend.⁷⁴

Bereits im Herbst 1929 lernte er auf einer Tagung der DAG in der Sächsischen Schweiz Theodor Schieder kennen, der den um drei Jahre Jüngeren schnell in seinen Bann zog.⁷⁵ Schieder war damals »Gildenmeister« der Münchener Hochschulgilde »Greif«, zu deren Mitgliedern ehemalige Teilnehmer am Hitlerputsch 1923, darunter Theodor Oberländer, zählten.⁷⁶ Zur geistigen Grundstimmung in diesem Milieu bemerkte Conze 1985 in seiner Gedenkrede an den verstorbenen Weggefährten:

»Sie kann, ungeachtet recht verschiedener Vorstellungen im einzelnen, als großdeutsch, volksdeutsch oder mitteleuropäisch bezeichnet werden. Gemein-

sam war allen solchen Äußerungen, dass der auf die Entscheidungen von 1866 und 1871 zurückgehende Nationalstaat, sei es in seiner Hohenzollern-Tradition, sei es als Republik, nicht mehr als Modell künftiger Gestaltung Deutschlands und Mitteleuropas angesehen wurde und dass über das feststehende großdeutsche Ziel hinaus mitteleuropäische Ideen im Schwange waren, in denen die absolute Geltung des Nationalstaatsprinzips in Frage gestellt wurde. Um diese Problematik der ungelösten deutschen Frage inmitten der Europa Irredenta von 1919 wurde in den Bünden der Jugendbewegung, so auch im Studentenbund der Deutsch-akademischen Gildenschaft lebhaft gestritten, meist mit leidenschaftlich jugendlicher Irrationalität. Ältere Leitbilder waren verblasst, die Republik hatte kaum Ausstrahlungskraft besessen, zog aber in ihrer Endkrise einen großen Teil der ›bündischen Jugend‹, soweit sie dem Irrationalen zu widerstehen vermochte, auf neue Weise, d. h. unter reformerisch-korporativen Leitbildern, an. Der Versuchung des Nationalsozialismus wurde in diesen Kreisen meist widerstanden.«⁷⁷

Die Unzufriedenheit mit der durch die Nachkriegsordnung »ungelösten deutschen Frage« wurde vom Bildungsbürgertum der Weimarer Zeit weitgehend geteilt. Das keineswegs neue Ressentiment gegenüber dem Westen und seiner Ideenwelt erhielt dadurch zusätzlich Nahrung, dass das man sich »von den Klassengenossen des Westens erbarmungslos an die Wand gedrückt und als aussätziger Paria aus der Gemeinschaft der Wohlhabenden und Zivilisierten ausgestoßen« fühlte.⁷⁸

Zu dem verletzten nationalen Stolz gesellte sich das Unbehagen über den sich rasch vollziehenden Strukturwandel des Sozial- und Bildungssystems, in dem man das Ergebnis einer »seelenlosen, materialistischen, klassenzerrissenen, besitzgegoistischen, industrie-kapitalistischen Gesellschaft« zu erkennen glaubte. In dieser Gemengelage galt vielen Bildungsbürgern die Schaffung einer standesähnlich formierten und sozialharmonisch konzipierten ›Volksgemeinschaft‹ als das Gebot der Stunde.⁷⁹ Als neue innenpolitische Ordnungskonzeption hatte sich diese schon im Ersten Weltkrieg unter vielen Intellektuellen durchgesetzt und dann rasch einen ethnisch-exklusiven Charakter angenommen.⁸⁰ Als Ausdruck der »Sehnsucht einer extrem fragmentierten Gesellschaft nach einem Abbau von Unterschieden und Zerklüftungen« war sie allerdings keineswegs ein rein (bildungs-)bürgerliches Ideal, sondern geisterte gleichermaßen durch die Programme der Zentrumspartei, der SPD und nicht zuletzt der NSDAP.⁸¹

II. Lehrmeister und Lehrstätten

1. Leipziger Soziologie und Volksgeschichte

Über die drei Semester dauernde Studienzeit Werner Conzes in Leipzig (1930/31) ist wenig überliefert. Der Wohnort der Eltern vermochte es nicht, dem jungen Geschichtsstudenten eine universitäre Heimat zu werden. Nach dem Marburger Experiment war der Rückzug nach Leipzig und damit ins Elternhaus ohnehin eher materiellen als intellektuellen Gründen geschuldet; konnte man doch so »die Bude sparen«.¹ Die allgemeine, auch an der Haushaltskasse von Bildungsbürgern nagende wirtschaftliche Not empfahl es, zusammenzurücken; die offenkundige Orientierungslosigkeit des Sohnes mag dies zusätzlich nahegelegt haben. Schließlich war Conze noch von Zweifeln an dem von ihm eingeschlagenen Weg geplagt und wäre, »gequält durch die Frage nach dem Sinn der historischen Wissenschaft, fast auch noch der Geschichte davon gelaufen«. Die Wende brachte dann erst der Wechsel nach Königsberg,² zu der ihn in Leipzig u. a. einer seiner ›Gildenbrüder‹, der spätere Tübinger Osteuropahistoriker Werner Markert, motivierte.³

Direkte geschichtswissenschaftliche Impulse im engeren Sinne erhielt Conze in Leipzig also kaum. Inwieweit die dort in der Tradition des frühen Kulturhistorikers Karl Lamprecht interdisziplinär betriebene Landesgeschichte im Umkreis der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung zumindest indirekt auf den künftigen Sozialhistoriker ausstrahlten, lässt sich nicht klar feststellen.⁴ Als von auch auf längere Sicht nicht zu unterschätzender Bedeutung sollte sich allerdings die vor Ort vertretene Richtung der Soziologie erweisen, die sich vor allem mit dem Namen Hans Freyers, wiederum einem Schüler Lamprechts, verband. Schon damals offensichtlich über den Tellerrand des eigenen Faches hinausblickend und sich seines Studiengangs ohnedies noch nicht sicher, gehörte auch der junge Conze zu seinen Hörern.

Hans Freyer (1887–1969) residierte als erster Inhaber eines deutschen Lehrstuhls für Soziologie seit 1925 im Gebäude des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte, was schon in rein lokaler Hinsicht eine Nähe zur Geschichtswissenschaft andeutete. Doch war es wohl weniger dies, als vielmehr sein aus der Jugendbewegung gespeister Gemeinschaftsgeist und seine persönlich ungezwungene Art, die bündisch ausgerichtete und akademisch noch eher heimatlose Studenten anzogen und in seine Lehrveranstaltungen lockten.⁵ Hier stellten sich früh die Weichen für Conzes spätere Beschäftigung mit den historischen Strukturen der industriellen Welt.

Der Inhalt von Freyers Einführungsvorlesung in das soziologische Denken aus dem Sommersemester 1930 lag ein Jahr später gedruckt vor. Er wandte sich hier gegen die »positivistische und amerikanische These von einer auf Soziologie zu begründenden Gesellschaftstechnik«, die nur solange Berechtigung habe, als »das Gesamtgefüge der gesellschaftlichen Ordnung als auf absehbare Zeit feststehend vorausgesetzt werden« könne. Weiter hieß es: »Dagegen fällt die ganze Auffassung in sich zusammen, wenn die gesellschaftliche Wirklichkeit selbst geschichtlich bewegt ist und auf ihre Veränderung hindrängt. Dass dieser Fall in der Klassengesellschaft der Gegenwart gegeben ist, fanden wir als die gemeinsame Überzeugung aller großen Systeme der Soziologie und geradezu als den wesentlichen Gehalt ihrer Theorien. Jede realistische Analyse der industriellen Gesellschaft der Gegenwart muss, glaube ich, diese Überzeugung bestätigen. Wir haben es hier mit einem gesellschaftlichen System zu tun, das mit den stärksten Widersprüchen geladen und in einer Umbildung begriffen ist, die an die Fundamente greift.«⁶

In gelehrten Kreisen der damaligen Zeit genoss Freyer den »Ruf einer akademischen Koryphäe«,⁷ gerade aufgrund seiner historisch ausgerichteten »Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft« – so der Titel seines wohl bedeutendsten Werkes der Weimarer Zeit. Schon hier bezeichnete er die »Frage nach der Struktur des Volkes« als das »letzte Problem der Soziologie«.⁸ Seit 1930 arbeitete er daran, die Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft durch die ›Volksgemeinschaft‹ anzubahnen. So bezeichnete er das Volk 1931 in seinem Traktat »Revolution von rechts« als den »Gegenspieler der industriellen Gesellschaft«, den einzigen, »den die Geschichte für sie bereit hat«; das Volk werde zu einer »Auslese und zu einem kategorischen Imperativ«, zur »Front aller wahrhaft revolutionären Kräfte, zur Front gegen das Prinzip der industriellen Gesellschaft«.⁹ Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten konnte er dann vorerst triumphierend der »französischen These der Nation [...] die These vom Volk als eigengesetzlicher politischer Wirklichkeit« entgegensetzen,¹⁰ um es noch im selben Jahr 1933 als »Substanz der politischen Geschichte« zur Grundlage eines »politischen Semesters« an den Universitäten auszurufen.¹¹ Wie viele andere Vertreter der »Konservativen Revolution« begann er sich ab 1936 innerlich vom Nationalsozialismus abzusetzen, wählte aber als Präsident des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Budapest statt der wirklichen Opposition die bequemere Lösung der ›inneren Emigration‹.¹²

Zusammen mit Gunther Ipsen und seinen Schülern Werner Markert und Hans Linde, die sich bald zusammen mit Conze in Königsberg einfinden sollten, trat Freyer noch in Leipzig für eine ethnozentrierte Verschmelzung von Geschichte und Soziologie ein – Conze sprach Jahrzehnte später von der »Leipziger historisch-soziologischen Schule«.¹³ Damit fungierte man gewissermaßen als soziologischer Arm einer multidisziplinären Volksforschung, die seit

den frühen zwanziger Jahren in der deutschen Wissenschaftslandschaft zunehmend an Boden gewann.¹⁴ Im Bereich der Geschichtswissenschaft trat sie als ›Volksgeschichte‹ in Erscheinung.¹⁵ Ihre deutsche Spielart ist dabei im Kontext einer allgemeinen Tendenz von Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit zu sehen.¹⁶

Die Entstehung der Volksgeschichte geht auf den Ersten Weltkrieg und seinen Ausgang zurück, wenngleich die Anfänge einer »intellektuellen Aufwertung des Volkstumsgedankens« bereits im 18. Jahrhundert zu suchen sind.¹⁷ Erst die Niederlage des Deutschen Reiches im Krieg und der damit einhergehende Zusammenbruch der alten staatlichen Ordnung bewirkten die Perspektivveränderung innerhalb von Teilen der historischen Zunft. So kam es im Zuge einer »Krise des Historismus« mit seiner den deutschen Nationalstaat bejahenden Grundtendenz gerade unter jüngeren Historikern zu einem Paradigmawechsel von Staat zu Volk.¹⁸ In den Worten des Volkstheoretikers Max Hildebert Boehm erwachte »das volkliche Prinzip [...] im Widerstand gegen das staatliche zu seinem geschichtlichen Selbstbewusstsein.«¹⁹ Die damalige Stimmung wird im Rückblick des Historikers Hermann Aubin aus dem Jahre 1963 recht deutlich: »Durch den Ausgang des Weltkrieges waren die Deutschen des Reichs in erschreckendem Erwachen aus der Geborgenheit des Nationalstaats herausgerissen worden, den sie im Umfange der Reichsgründung von 1871 verwirklicht geglaubt hatten. Angesichts ihres zusammengebrochenen Staatssystems stieg zu vermehrter Kraft das Bewusstsein von der Gemeinschaft im Volkstum auf.«²⁰

Koselleck verweist auf den außerstaatlichen Kontext von »Volk«, wie er in der spezifisch deutschen Begrifflichkeit bereits seit dem 19. Jahrhundert hervortrat. Hiernach wurde das Volk einerseits als *vorstaatliches*, gegen die Bürgerschaft gerichtetes und somit in Gegensatz zum individualistischen Vertragsgedanken westlicher Demokratiemodelle tretendes und andererseits als *außerstaatliches*, über nationale Grenzen hinausgehendes erfahren, und zwar im Sinne einer »Volksgemeinschaft, die zugleich ihre staatlichen Grenzen überschreitet.«²¹ Die Kategorie des Volkes war dabei »keine Maßgröße, sondern wertdektionistische Zielprojektion.«²²

Nach der folgenreichen Niederlage im Ersten Weltkrieg erlangten derartige Vorstellungen in Deutschland verstärkte Popularität. Eine antirepublikanische Einstellung und Revisionsbestrebungen hinsichtlich der aus den Pariser Vorortverträgen hervorgegangenen Grenzverschiebungen gehörten dabei von Anfang an zum ideologischen Grundkonsens der aufkommenden Volksgeschichte, der überdies im allgemeinen Kontext des antidemokratischen Denkens in der Weimarer Republik gesehen werden muss.²³

Außer der völkischen Ideologie, die – im Rückgriff auf Denker wie Wilhelm Heinrich Riehl – eine generelle Verklärung des Bauerntums als vorindustrieller Lebensform mit sich brachte, verdient in diesem Zusammenhang ein zweites

Grundcharakteristikum der Volksgeschichte Beachtung: ihr methodischer Neuansatz.

Musste die Abkehr von der Orientierung am Staat und ihn bestimmenden Einzelpersonen geradezu zwangsläufig auch eine Abkehr von den primär individualisierend-hermeneutischen Methoden der »auf Politikgeschichte eingengten [...] Allgemeingeschichte« mit sich bringen,²⁴ so ergab sich auch schon durch die im Zitat Aubins angedeutete defensive Situation, in die sich Teile der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1918 versetzt sahen, die Notwendigkeit neuer Methoden. Willi Oberkrome zufolge »gerieten die »rechtsrheinischen Obermeister der historischen Zunft ins Straucheln«, »als die alliierten Unterhändler vor den Verhandlungsdelegationen der Mittelmächte historische Kartenwerke, Quelleneditionen und Denkschriften ausbreiteten« und »die Sieger ihren Anspruch auf deutsche Grenzgebiete mit komplexen historischen Indizien für deren ethnisch und kulturell angeblich nicht deutsche Herkunft geltend machten«.²⁵

Das Gefühl des fachlichen Unvorbereitenseins auf die aktuellen tagespolitischen Anforderungen löste zumal bei jüngeren Historikern, die ihrerseits an den »Bewegungen und Beziehungen des täglichen Lebens in den Massen des Volkes«²⁶ interessiert waren, ein wissenschaftsinternes Umdenken aus, eine Bereitschaft zur Erweiterung des methodischen Horizonts. Dies drückte sich in verstärkter interdisziplinärer Öffnung der Geschichtswissenschaft gegenüber Fächern wie Soziologie, Volkskunde oder Geographie sowie in der Verwendung statistischer und kartographischer Darstellungen und komparativer Vorgehensweisen aus. In gewisser Hinsicht lässt sich dabei so etwas wie ein *spatial turn* beobachten, von dem in jüngerer Zeit wieder die Rede gewesen ist.²⁷

In der Debatte um die Volksgeschichte ist die Frage ihrer methodischen Neuerungen kontrovers geblieben. So bezeichnete es etwa Jürgen Kocka als »spannend«, zu sehen, »wie in diesem Dunstkreis, und zwar kausal mit ihm verbunden, interessante wissenschaftliche Innovationen gelangen, die man als erkenntnisförderlich und als langfristige Stärkung geschichtswissenschaftlicher Analysefähigkeit begreifen« müsse; schließlich sei »die Erweiterung des herkömmlicherweise politikgeschichtlich beschränkten Blickwinkels, die Entdeckung der sozialen Welt als Gegenstand des Historikers, wenn auch in völkischer Terminologie« erreicht worden.²⁸ Dagegen steht die Auffassung, dass das »fortschrittliche Potential in den entsprechenden Texten eigentlich nie konkret nachgewiesen, sondern ihnen aufgrund formaler Kriterien lediglich zugeschrieben« worden sei.²⁹ Und eine »patentwürdige sozialgeschichtliche Brauchbarkeit« möchte man dem volksgeschichtlichen Ansatz auch nach der Entdeckung »mehr oder weniger exakte[r] Einzelergebnisse« nicht zubilligen.³⁰

Aufstieg und Machtübernahme der Nationalsozialisten wirkten sich auf die Entwicklung der Disziplin förderlich aus und wurden insgesamt von ihren Ver-

tretern begrüßt,³¹ die sich bald im »Dienst praktischer Volkstumspolitik« sehen wollten.³² In ideologischer Hinsicht war die Volksgeschichte von vornherein durch jenen »heroisch-völkischen Realismus« gekennzeichnet, den Herbert Marcuse bereits 1934 entlarvte: »Niemand ist Geschichte weniger ernst genommen worden als jetzt, wo sie primär auf die Erhaltung und Pflege des Erbes ausgerichtet wird, wo Revolutionen als ›Nebengeräusche‹, als ›Störungen‹ der Naturgesetze gelten und wo naturhaften Kräften des ›Blutes‹ und des ›Bodens‹ die Entscheidung über Menschenglück und Menschenwürde ausgeliefert wird.«³³

2. Ostpreußen und Baltikum

Im Jahre 1931 wechselte Werner Conze nach Königsberg, um hier sein Studium fortzusetzen. Zusätzlich zum Fach Geschichte begann er nun auch Slawistik zu studieren und sich verstärkt der osteuropäischen Geschichte zuzuwenden.³⁴ In Königsberg erfolgte mit der Promotion 1934 auch sein Studienabschluss. Trotz beruflich und später vom Kriege her bedingter Ortswechsel sollte die Stadt am Pregel auch die gesamte NS-Zeit hindurch die neue Heimat des jungen Historikers darstellen. Seine spätere Frau lernte er ebenfalls hier kennen.

Gisela Pohlmann, 1914 als Tochter eines Studiendirektors in Hannover geboren, besuchte nach einem kurzen Studienaufenthalt in Göttingen gemeinsam mit einer Schwester Conzes eine landwirtschaftlich orientierte Frauenschule nahe Königsberg. Nachdem die anfängliche Skepsis ihres Vaters ob des jungen Alters des Bräutigams mithilfe der Fürsprache Hans Conzes überwunden war, wurde 1936 in der Heimatstadt der Braut die Ehe geschlossen.³⁵ Ein Jahr später kam die Tochter Reingart zur Welt, gefolgt von Jürgen (1939) und Ortrun (1944).³⁶ Bis Juli 1944 wohnte die junge Familie im dörflichen Metgethen, das nordöstlich des Stadtzentrums in der Kaphorner Heide lag und damals bereits eingemeindet worden war.³⁷

Die Albertus-Universität zu Königsberg konnte sich auf eine reiche Tradition berufen, für die nicht zuletzt der Name Immanuel Kants bürgt. Bereits 1544 im Zuge der Reformation gegründet, endete ihre Geschichte 1945 mit der Übergabe der weitgehend zerstörten Stadt an die Sowjetunion und der Vertreibung der noch verbliebenen Zivilbevölkerung in den Westen unwiderruflich.³⁸

Zur Zeit der Weimarer Republik erfreute sich die Albertina wegen der durch ›Versailles‹ herbeigeführten neuen Lage Ostpreußens »der besonderen Fürsorge des Staates« und konnte eine große Zunahme der Studentenzahl verbuchen.³⁹ Bald begann sich der Wissenschaftsstandort Königsberg zu einem »Kristallisationskern des völkisch-akademischen Milieus« zu entwickeln.⁴⁰ Schon aufgrund seiner geographischen Lage am nordöstlichen Rand des Deutschen

Reiches, seit den Pariser Vorortverträgen zudem von diesem durch den ›polnischen Korridor‹ abgeschnitten, bot sich die Stadt als Ausgangspunkt einer Ostforschung geradezu an. Noch zu Kriegszeiten, im Jahre 1916, wurde mit interdisziplinärem Anspruch das Institut für ostdeutsche Wirtschaft eröffnet, im Mai 1918 wurde es dann zu einem regulären Bestandteil der Universität. Seit 1931 war der Agrarökonom und spätere Bundesvertriebenenminister Theodor Oberländer (1905–1998), ein zukünftiger Förderer Conzes, hier Assistent; 1934 wurde er der Direktor.⁴¹ Mit dem Selbstverständnis einer »Festung deutschen Geistes in Ostpreußen« umwarb man die angehenden Studenten mit dem Lockruf des »Kampfes um den Erhalt des Deutschtums im Osten«.⁴²

Auch innerhalb der Königsberger Geschichtswissenschaft tat sich in dieser Hinsicht einiges. Institutionell schlug sich dies an der späteren Integration des Historischen Seminars in die Arbeit der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft – seit 1936 Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft (NOFG) – nieder. Die NOFG wurde im Dezember 1933 von Hans Steinacher, dem Vorsitzenden des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA), und Albert Brackmann, dem Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive, in enger Zusammenarbeit mit den neuen Machthabern in Berlin gegründet.⁴³ Ziel des Großforschungsverbunds war es, Vertreter der volks- und landesgeschichtlichen Osteuropa-Forschung zum Zwecke einer »geheimen Ressortforschung« in Projekte einzubinden, die die revisionistischen Bestrebungen des neuen Regimes wissenschaftlich untermauern sollten.⁴⁴ Dass das Anliegen der NOFG-Initiatoren, Königsberg als geschichtswissenschaftlichen Standort für ihre gen Osten gerichtete Volkstumsagitation zu nutzen, vor Ort auf fruchtbaren Boden fiel, ist nicht zuletzt einer charismatischen Lehrerfigur zu verdanken.

Mit Hans Rothfels (1891–1976) kam im Jahre 1926 einer der bedeutendsten und einflussreichen deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts nach Königsberg. In den acht Jahren seiner Lehrtätigkeit an der Albertina prägte er den Geist am dortigen Historischen Seminar nachhaltig.⁴⁵ Nationalkonservativ und in jungen Jahren vom Judentum zum Protestantismus konvertiert, hatte er als Kavallerist gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs durch ein wenig heroisches Missgeschick mit seinem Pferd ein Bein verloren und war dadurch vom weiteren Fronterlebnis seiner Generation ausgeschlossen worden. Diesen für ihn tragischen Umstand galt es nun als Historiker zu kompensieren.⁴⁶ Er stand dabei durchaus noch in der politikgeschichtlichen Tradition deutscher Geschichtsschreibung, vertrat als Streiter für das Deutschtum im Osten aber auch schon den Gedanken des Volkstums innerhalb der Geschichtswissenschaft.⁴⁷ Abgesehen davon, dass der noch mit der Unterstützung seines Lehrers Friedrich Meinecke erfolgte Ruf nach Königsberg die erste Chance auf einen Lehrstuhl bot, scheint ihn von vornherein die exponierte Lage von Stadt und Universität gereizt zu haben. In seinem dortigen Wirken sah er nicht nur einen akademischen, sondern auch einen patriotischen Beitrag.⁴⁸

Eine derartige Attraktion stellte die Region auch für manche seiner Studenten und Assistenten dar, die ihr wie Rothfels selber nicht entstammten. Es waren dies unter anderem Erich Maschke, Werner Markert, Rudolf Craemer, Hans Linde, Theodor Schieder (seit 1933) und eben auch Werner Conze.⁴⁹ Dieser bemerkte im Rückblick aus dem Jahre 1985: »Die Stadt und die Universität Königsberg übten [...] allgemein eine starke Anziehungskraft auf die Studenten aus, die, wie man in Ostpreußen sagte, vom ›Reich‹ kamen, um die abgeschnittene Provinz kennenzulernen.«⁵⁰

Gemeinsam waren der jungen Generation Königsberger Nachwuchshistoriker die Zugehörigkeit zur Deutsch-Akademischen Gildenschaft (DAG) und die Suche nach der Möglichkeit, »wissenschaftliche Qualifikation mit ostpolitischem Engagement zu verbinden«. In jugendbewegter Tradition unternahm man Expeditionen in die angrenzenden Nachbarländer, vor allem ins Baltikum, um das Leben der deutschen Minderheit in bäuerlichen Kleingemeinden direkt in Augenschein nehmen zu können. Seit 1929 betreute Hans Rothfels persönlich diese Gildefahrten.⁵¹

Derartige Fahrten vermochten an die lebensweltlichen Stimmungen der Jugendbewegung direkt anzuknüpfen und die universitären Hierarchien durch die Betonung der Kameradschaftlichkeit in den Augen der jungen Studenten aufzuweichen, wenn auch nicht aufzuheben. Auch das Charisma Hans Freyers in Leipzig erklärt sich zu einem Teil aus einem solchen Einsickern des auf treuer Gefolgschaft beruhenden Männerbundprinzips in den akademischen Bereich. Was Rothfels angeht, beschränkte sich die Nähe des Professors zu seinen Studenten nicht auf die Wanderfahrten im Baltikum. In seiner 1983 veröffentlichten Hommage an den sieben Jahre zuvor verstorbenen Lehrer erinnerte sich Conze auch mit Wohlbehagen an nachmittägliche Teestunden oder Arbeitskreise zur deutsch-baltischen Geschichte im Rothfelschen Hause. Überhaupt habe »Rothfels' Schwungkraft der Jahre um 1930 [...] im hohen Maße von dem fortgesetzten An- und Rückruf zwischen ihm und seinen Schülern« abgehangen.⁵² Sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs klang der Rückblick auf die »Königsberger Schule« so: »Wir jungen Historiker, die wir uns unter der geistigen Führung unseres Meisters eng verbunden fühlten [...], wurden in jenen Jahren in neuer Weise an die Fragen des Ostens herangeführt.«⁵³ Die Ausstrahlung einer starken Persönlichkeit und eines in vielerlei Hinsicht neuartigen Raumgefühls in den kargen Weiten Ostpreußens und der umliegenden Region wirkten zusammen, um eine aus der Enge des bürgerlichen Mitteldeutschlands hinaus strebende Generation junger männlicher Historiker auf eine gemeinsame politische Grundstimmung hinzuführen.

Der Einfluss von Rothfels auf den jungen Conze kann kaum hoch genug veranschlagt werden; er scheint sogar ausschlaggebend für die Fortsetzung des Geschichtsstudiums gewesen zu sein. Endlich hatte Conze einen Lehrer gefunden, der ihn »durch die Kraft seiner Persönlichkeit und das Ethos seiner wis-